

Zeitschrift: Bündnerisches Haushaltungs- und Familienbuch

Herausgeber: [s.n.]

Band: - (1935)

Artikel: Reminiszenzen aus dem alten Chur

Autor: Moor, Anna von

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-555553>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

REMINISZENZEN AUS DEM ALten CHUR

Von Anna von Moor

«Die Bilder froher Tage
Und manche liebe Schatten treten auf.»

Dem äußersten Bild unseres Heimatstädtchens, wie es sich zu Zeiten meiner Kindheit und meiner Schulzeit darbot, die sich beinahe in die sachte entschwindende Biedermeierzeit hinein verlieren, bin ich bereits bei anderen Gelegenheiten gerecht geworden. Nun sollen aber auch die originellen Gestalten auftreten, die dieses traurlich almodische Milieu belebten, sei es daß sie in meiner Erinnerung auf ihr Stichwort warten oder kraft ihrer markanten Individualität sich eigenmächtig hervordrängen.

Zu diesen gehörte der weit und breit bekannte und auch jetzt noch nicht vergessene Doktor Raschèr.

Ihm gebühre um so mehr der Vorrang, als ich ohne ihn schwerlich mehr die Feder hier führen würde. Er war unser Hausarzt, und seiner ärztlichen Kunst gelang es, aus einem bedenklich zarten Pflänzlein ein recht robustes Menschenkind zu machen, das, den Jahrzehnten trotzend, heute noch dasitzt. Er wurde aber auch wegen des geringsten Unwohlseins von mir in die Quader gerufen, und seine erste Frage als Einleitung seiner Diagnose war stets: «Hesch wieder z'viel g'fräss?», wobei es auch passieren konnte, daß er mir Unrecht tat. Ich hatte einen Stein im Brett bei ihm, weshalb unsere Begegnungen nie ohne einen liebevollen Puff mit dem Elfenbeinkauf seines Stockes in meinen Rücken oder eine rotgekneifte Backe abliefen. War unsere Entfernung zu groß, so begnügte er sich mit einem mir zugerufenen Kraftwort. Einmal erblickte er mich hoch zu Roß im Karussel. Ich mochte eine Drittklässlerin sein. «Schämst di nit, du alte Schachtla?» rief er mir mit dröhrender Stimme zu. Da ich im Karussel momentan die einzige Amazone in Aktion war, mußte jeder merken, daß der Zuruf mir galt. Ich war empört, tief beleidigt und beklagte mich zu Hause bitter über den «wütesten» Doktor.

Eine verbürgte Anekdote von dem raschentschlossenen und zielsicheren Vorgehen des originellen Doktors soll hier nicht fehlen.

Nach Beendigung eines Krankenbesuches fiel es der ihn zur Türe geleitenden Hausfrau ein, dem Doktor ein auf ihrem Handrücken entstandenes Überbein zu zeigen. Der Doktor nahm die Hand in die seine, betrachtete sie sinnend einen Augenblick, und dann — bevor die Dame noch ahnen konnte, was er beabsichtigte — führte er mit dem berühmten Knauf seines Stockes einen derartigen Hieb auf das Überbein, daß dessen Besitzerin am helllichten Tag Mond und Sterne zu sehen glaubte, aber — — das Überbein war radikal in den Grund gebohrt und ließ sich nie mehr an der Oberfläche blicken.

Ich ahnte damals nicht, daß eine alte Schachtel gar nicht so verächtlich ist und, vorausgesetzt daß sie nicht leer ist, sondern allerlei bunten, lustigen, halbvergessenen Kram zum Auspacken enthält, sogar ihren Wert haben kann.

Das Auspacken soll nicht chronologisch oder systematisch vor sich gehen. Da jedoch gerade von einer hervorragenden und populären Persönlichkeit des alten Chur die Rede war, soll etwas von einer ihr in diesen Punkten nicht nachstehenden Persönlichkeit folgen. Es handelt sich um einen durch seine Kinderliebe bekannten Pfarrherrn, der eines Tages vor einer geschlossenen Haustüre ein Büblein erblickte, das, auf den Zehen stehend, sich vergeblich abmühte, den für ihn zu hohen Klingelzug zu ergreifen. «Möchtest schella, Buebli?» «Jo gera, Herr Pfarrer.» Sofort widerhallte das ganze Haus von einem überaus kräftigen Schellenklang. Noch hatte kein spähendes Gesicht Zeit gehabt, sich an einem Fenster zu zeigen, als das Buebli schon Fersengeld nahm, aber nicht ohne im Davonlaufen seinem Komplizen ermunternd zuzurufen: «Jetzt muemer aber laufe, Herr Pfarrer!...»

Dieser gütige Mann steht nicht etwa einer ihn auszeichnenden Absonderlichkeit wegen an dieser Stelle, sondern lediglich der hübschen Anekdote zuliebe, die seine Freunde und Verehrer gewiß mit Vergnügen lesen werden.

Er war, wie bereits gesagt, der Kinderwelt zugetan, besaß aber auch ein Mitgefühl für die Kinder im Geiste. So hatte er auch ein Auge auf den Toni Jecklin, der es in seiner Karriere nicht weiter als bis zum Straßenkehrer gebracht hatte, obwohl er Klassengenosse des Herrn Pfarrers gewesen war, was dieser mit wehmütigem Humor konstatierte, als alle übrigen hinweggestorben waren... Die beiden letzten Überlebenden, die Spitze, der Stolz der Klasse, und ihr trauriges, man könnte sagen: ihr lustiges Schwänzlein.

Toni Jecklins Bild, das mir lebhaft vor Augen steht, ist in meiner Erinnerung ganz unzertrennlich von dem sogenannten «Hundeplatzli», wie diese Anlage ungezählte Jahre, trotz ihrer direkten Lage vor dem imposanten Regierungsgebäude, respektlos genannt wurde. Sie mochte wohl ursprünglich für die Anwohner des Quartiers gedacht sein, machte aber mit den paar mageren Akazienbäumen, den verstaubten Bänken, niedergetretenen Rasenplätzen und verwahrlosten Wegen einen wenig einladenden Eindruck. So nahmen denn sämtliche Hunde der Nachbarschaft und wenigstens die Hälfte der übrigen Churer Hunde Besitz von diesem Platze, auf dem sie sich ungestört herumtummeln durften und dabei für Toni Jecklins Tätigkeit ein reiches Arbeitsfeld lieferten. Es lastete indessen auf Toni die Obliegenheit, auch noch andere Re-

viere der löbl. Stadt Chur zu «wüschen», und so behielt denn das Plätzli immer noch mehr als genug von seinem abschreckenden Charakter. Es muß indessen auch gesagt werden, daß Toni, obwohl verhältnismäßig ein getreuer Arbeiter, sich von seinen Pflichten doch häufig ablenken ließ. Er besaß nämlich die unausrottbare Gepflogenheit, jedes an ihm vorübergehende weibliche Wesen, von den reiferen Backfischjahren bis ins kanonische Alter, über seine matrimonialen Aussichten grinsend zu interviewen. «Immer noch ledig? ...» Nach einer nachdenklichen kleinen Kunstpause nahm er dann Schaufel und Besen wieder auf und sagte resigniert: «Nünd z'macha! ...»

Auch die Politik ließ ihn nicht unberührt. Er gehörte der streng konservativen Richtung an, und bei wichtigen Abstimmungen trug er Sorge, sich sehr augenfällig zu seiner Partei zu halten, damit über seine politischen Gesinnungen ja kein Zweifel aufkommen konnte.

Als ich, nach jahrelanger Abwesenheit wieder einen Gang durch die Stadt machend, mich an das Hundeplatzli und an Toni Jecklin erinnerte, waren beide nicht mehr vorhanden.

An Stelle des ersteren erhob sich jetzt eine schmucke Anlage mit üppigem Baumwuchs, grünen Rasenplätzen, sauberen Wegen und einem erhebenden vaterländischen Denkmal in der Mitte. Auf grüngestrichenen Bänken saßen zufriedene Hausfrauen, von Kinderwägen und spielegenden Sprößlingen umgeben und kaum daß auf diesem ihrem einstigen uneingeschränkten Sportplatz auch nur ein geduldeter Vierfüßer zu erblicken gewesen wäre.

Daß die lobl. Stadt Chur durch den Verlust des guten Toni eine Einbuße in ihrer Reinlichkeit erlitten hätte, könnte nicht im mindesten behauptet werden. Es mußte ein neues Säuberungssystem eingeführt worden sein. Wo man hinguckte, gassenau und gassenab, war alles blitzblank von Sauberkeit und Aufgeräumtheit, bis in die letzten Winkel. Das einst so schwarze Bärenloch strahlte jetzt förmlich vor Helle, und die Mist- und Kehrichthaufen glänzten auch durch ihre völlige Abwesenheit. Das ehemalige «Rosmaringäbchen», das man seiner intensiven Gerüche halber nur im Laufschritt zu durchleihen pflegte, war jetzt, im Vergleich mit damals, eine honorige Passage mit sehr heller Beleuchtung. Ebenso hatte die alte Metzg eine heilsame gänzliche Umwälzung durchgemacht, und an ihre Stelle war das prächtige neue Schlachthaus jenseits der Plessur getreten.

Der Boden unseres alten Heimatstädtchens scheint vor einem halben Dutzend und mehr Jahrzehnten ein für das Hervorbringen origineller Persönlichkeiten besonders geeignetes Terrain gewesen zu sein. Sie sproßten, wuchsen, gediehen, blüten und entfalteten sich ungehemmt wie der altmodische Blumenflor in einem friedlichen, ehrwürdigen Hausgärtchen von Anno dazumal. Da gab es Rittersporn, Türkengund, Ehrenpreis, Kapuziner, Jungfer im Grünen, Klatschrosen, sentimentale Blümchen, wie Denkanich und Vergißmeinnicht, stolze Tulpen und bescheidene Mauerblümchen, dazwischen aber auch manch stacheliges Pflänzchen und nichts-nutziges Kraut.

Ein solches war unter anderen ein gewisser Judascho, ein geriebener Bursche, der sich durch allerlei dubiose Geschäfte über Wasser hielt. Eines Tages erschien er mit einem Wägelchen voll Rebstickel bei dem Herrn der «Stadt Riga», wie der schöne Sitz der Familie Caviezel hieß, bevor er viele Jahre nachher durch die großmütige Alemannsche Stiftung in das heutige, schöne, nicht genug zu schätzende Altersheim «Rigahaus» umgewandelt werden konnte.

Herr Caviezel besaß viele Weinberge; die Rebstickel waren ihm willkommen. Er bezahlte sie und hieß Judascho, sie im Hof unterzubringen. Einige Tage später wollte man sie verwenden, aber keine Stickel waren zu finden. Sie mußten gestohlen worden sein. Das war fatal, denn man bedurfte ihrer dringend. Als Retter in der Not erschien Judascho mit einer neuen Lieferung. Sie wurde erfreut angenommen und wieder bezahlt. Judascho sackte nicht minder erfreut den Betrag ein und entfernte sich unverzüglich. Seine Freude sollte indessen nicht von langer Dauer sein. Kaum war er fort, so stieg ein dringender Verdacht auf. Diese zweite Lieferung glich auf fallend der ersten, verschwundenen. Die heilige Hermandad wurde benachrichtigt, und der Landjäger Flütsch, der den Burschen genügend kannte, hatte ihn bald am Kragen. Man forschte der Rebstickelgeschichte nach und kam bei dieser Gelegenheit noch verschiedenen anderen ungerügten Spitzbübereien auf die Spur. So entschied denn auch der hohe Gerichtshof standepe, daß der Sünder diesmal nicht so leichten Kaufes davon kommen sollte. Der ihn wenig schreckenden Sennhofstrafe sollte noch eine Tracht Prügel beigelegt werden, und der zum Exekutor ernannte Landjäger Flütsch schritt sofort zur Tat. Als die Sache unangenehm zu werden begann, flehte die jammernde Stimme des Delinquenten: «O du liaba Flütsch!» «O du liaba Judascho!» kam es höhnend zurück, und nieder sauste der Stock. Und wieder und noch flehentlicher vernahm man die klägliche Stimme: «O du liaba, lia ba Flütsch!» Diesmal folgten keine neuen Prügel. Denn Justitia war zufrieden gestellt... Frau Minne hatte das letzte Wort...

Ungefähr zu dieser Zeit mag es gewesen sein, daß sich ein Masanser Prophet erhob. Im Büßergewande und mit fliegendem Haar durchlief er die Gassen, fortwährend «Wehe! Wehe!» rufend und die Einwohnerschaft beschwörend, Buße zu tun, da das Ende der Welt in nächster Zeit bevorstehe. Aber es fiel niemand ein, Buße zu tun. Die hartgesottenen Churer lachten nur, und kein Mensch glaubte an diese Prophezeiung, als ein weiterer Anwohner von Masans, der sich davon so sehr impressionieren ließ, daß er in seinem Baumgarten eine Arche Noah konstruierte, da er eher eine Sintflut erwartete denn einen gänzlichen Weltuntergang. Aber selbst diesen Gläubigen befiehlt nach und nach so starke Zweifel, daß er seine Arche unrühmlich zerfallen ließ.

Indessen war man mit den Weltuntergangsprophezeiungen noch lange nicht zu Ende. Dies war nur eine Art von Präliminium gewesen, vielleicht auch das Gegenteil, doch die Daten tun wenig zur Sache; die Hauptsache ist, daß dazumal auffallend viel von Kometen die Rede war, die Lust zu haben schienen, die alte Erde ein-

mal anzurempeln. Bei einem derselben sollte diese Gefahr besonders groß, ja beinahe unabwendbar sein. Die Astronomen waren über seine Herkunft, seine Laufbahn, seine Tendenzen aufs genaueste unterrichtet und auch über sein Leumundszeugnis, welches das denkbar schlechteste war.

Diesmal gab es vom nahenden Weltende viel mehr Überzeugte, wenn auch noch genug Skeptiker übrig blieben. Die Überzeugten benahmen sich ihrer Veranlagung gemäß. Sie taten Buße, bereuten ihre Sünden und pfastereten ihren für deren Lebensweg, wenn es einen solchen noch geben sollte, mit guten Vorsätzen, oder aber sie verputzten das Geld, das sie hatten, entlehnten noch und machten Schulden über Schulden, um die letzten Tage von Chur in Saus und Braus verleben zu können. Dabei sagten sie: «Après moi le déluge», wenn sie französisch konnten, sonst einfach: «Miera».

Die Ungläubigen änderten nichts an ihrer Lebensweise, außer daß sie sich die Extravaganz der Gläubigen möglichst nutzbar zu machen suchten.

Wir Schulmädchen, die wir weder Geld zum Verputzen noch Kredit besaßen, nicht einmal für ein paar Churer Fleischpastetli von der alten Frau König am Untertor, oder Mandeltörtli von Konditor Forrer beim Regierungsgebäude, ja nicht einmal für die mürben Zimtstengeli, von denen es zwei für einen Fünfer gab und die der Zuckerbäcker Gredig buck, der sein Lädelchen im dunkeln Durchgang hatte, der von der Reichsgasse nach der Glocke hinüber führte, mußten darauf verzichten, aus dieser kritischen Weltlage irgendeinen nennbaren Profit oder eine Annehmlichkeit für uns herauszuschlagen. Das einzige, was wir tun konnten, war der Beschuß zu fassen, für den verhängnisvollen Tag keine Aufgaben zu machen und das Risiko des Nachsitzens auf uns zu nehmen, falls die Welt nicht unterging. Und die Welt ging nicht unter, und wir saßen doch nicht nach.

Wie das kam, kann ich leider heute nicht mehr genau berichten.

Mit meiner frühesten Kindheit verbunden ist die Erinnerung an eine Großtante väterlicherseits. Sie war ein Fräulein von Buol, vom Friedhof (dem heutigen Rätischen Museum), eine Schwester der zweiten Frau meines Großvaters, die diese lange überlebte. Sie erschien öfters in der Quader und wurde als eine eher etwas gefürchtete Respektsperson behandelt.

Sie ist meiner Erinnerung noch sehr gegenwärtig. Die Biedermeierdame reinsten Wassers, dabei noch ein ebenso unverfälschtes Original. Sie trug eine Krinoline, darüber einen gewirkten Schal mit Fransen und langen, spitzen Enden, einen ungeheuren Kapothut, wie ein Kaleschendach, mit schützendem Bavolet im Nacken und einer großen Masche unter dem Kinn. Aus dieser Umrahmung schauten scharfe brünette Züge, ein Paar Augen, denen nichts entging, und kohlrabenschwarze, mit Quittenkernensaft glattgestrichene Haare hervor. Am Arme trug sie einen grünseidenen Strickbeutel, und ihr zur Seite trotzte ihr bissiges Azörli.

Diese Großtante präsidierte gewissermaßen bei meiner Geburt, indem sie meine Partei nahm,

bevor ich noch recht Zeit gehabt hatte, meine Augen dem Tageslicht zu öffnen.

Es war Sonntag. Man saß gerade beim Mittagstisch, als mein Vater erschien und der Tischgesellschaft sehr enttäuscht meldete: «'s ischt nu as Maitli!» Tante Buol war empört über diesen abschätzigen Empfang der Neugeborenen. Sie machte meinem Vater den Marsch und las ihm dermaßen die Leviten, daß er kleinlaut beigab. Von da an glaubte sie mich unter ihren speziellen Schutz nehmen zu müssen, aber auch zugleich darüber zu wachen, daß ich nicht verwöhnt würde. Vor allem war sie der Meinung, Kinder sollten am Tische von allem essen, während ich ganz anderer Ansicht war. Indessen aß ich damals noch nicht mit den Großen, sondern an einem niedlichen kleinen Katzentischli mit einem Schublädeli, in das ich stillschweigend mancherlei verschwinden lassen konnte, mas mir nicht behagte.

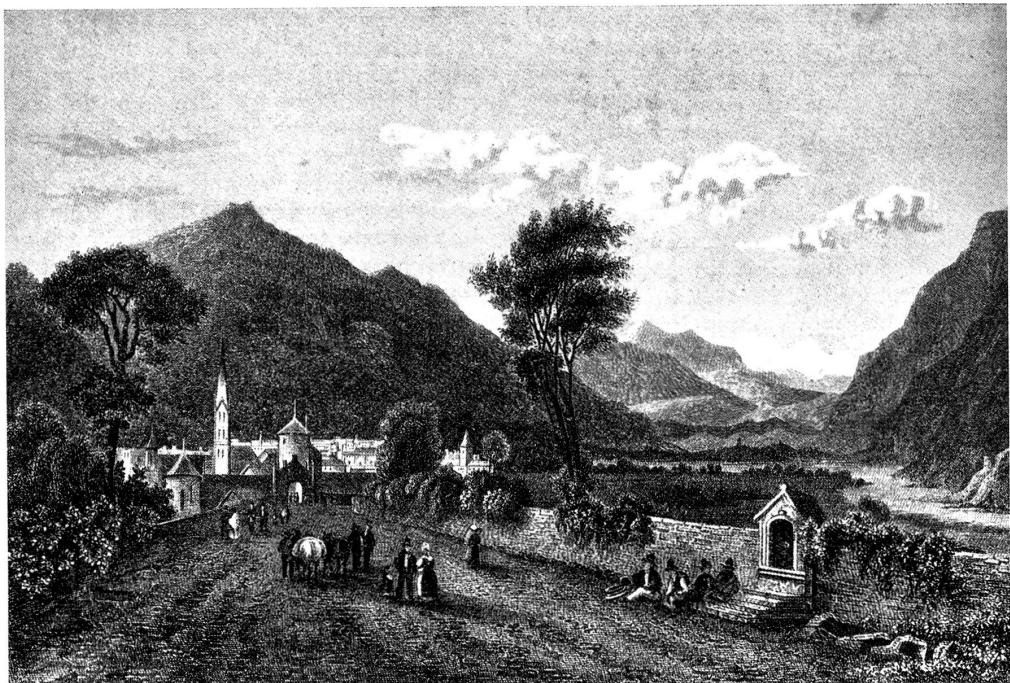
Meine Großtante war, wie kaum gesagt zu werden braucht, leidenschaftlich konservativ und eine glühende Parteigängerin des Sonderbundes gewesen. Eines Obersten Tochter, gewöhnt, viel von militärischen Dingen reden zu hören und sich dafür zu interessieren, stand sie in dieser bewegten Zeit allen Vorgängen kritisch oder bestimmt gegenüber.

Einmal gab es auffallend viele Oberstenbeförderungen, die sie höchst überflüssig und übertrieben fand. «Es liefen jetzt so viele Obriste in der Stadt herum, daß man nicht einmal mehr zum Fenster hinaus späuzen könne, ohne einem Obersten auf den Kopf zu späuzen», murkte sie.

Mit dem «Späuzen» der guten Dame hatte es eine besondere Bewandtnis. Infolge eines Magenleidens kaute sie fast beständig Kalmuswurzel, was sie zu einem gelegentlichen Auspucken nötigte, und dies mochte, der Bequemlichkeit halber, im Süßen Winkel auch zu ihrem Fenster hinaus geschehen. Die Straßenhygiene, deren vornehmster Repräsentant unser Toni war, wurde in einer eher laxen Weise gehandhabt.

Auch mit dem niedrigeren Militär beschäftigte sich ihre Kritik oder ihr Wohlwollen. In den jungen Soldatennachwuchs, in die Gelbschnäbel, setzte sie wenig Vertrauen. Wenn sie welche sah, sagte sie: «Was sind ihr au für Soldätli, ohne Schnülli und ohne Bärtli!» Sie kargte nicht mit ihren bemerkenswerten Aussprüchen, doch gingen sie leider der Nachwelt verloren, weil sie keinen Chronisten fanden. Das seinerzeit im Volksmund zirkulierende Sprüchlein über das gute, harmlose Geschwisterpaar im Salishüsli: «Junker Peter Adolf und Fräuli Sulla; a magera Hahna und a feisti Pulla» trägt unverkennbar den Stempel ihrer Muse, obwohl es einem späteren Dichter zugeschrieben wurde.

Als eine lustige, urgämliche Gestalt tritt «Vetter Götti» in meine etwas späteren Kindheitserinnerungen. Junker Jörg von S., aus dem Prätigau gebürtig, war Freund und ein Studiengenosse meines Vaters auf dem Gymnasium zu Wetzlar. Trotz gutem Verstand und angeborenem Mutterwitz brachte er es in seinen Studien nicht über die Quarta hinaus. In seiner unerhörten Lernfaulheit und in seinem unerschütterlichen Phlegma vertrödelte er, anstatt zu lernen, seine Zeit auf verschiedene Art, nicht wenig davon in



Alt Chur

der Küche, wo er teils aus Gutmütigkeit, teils der guten Brocken wegen, die dabei für ihn abfielen, der Hausmagd half Wasser holen, Kohlen herauftragen, Mausfallen stellen und dergleichen mehr. Dann saß er wieder mit Karl Buff, dem Neffen von Werthers Lotte, und anderen Kumpen im Hinterstübchen bei Groschenjakob auf dem seit alters, vielleicht von Goethes Zeiten her berühmten schwarzen Ledersopha und pokulierte. Im Winter trug er einen abgeschnittenen roten Radmantel, von dem er behauptete, er sei einem seiner Vorfahren von Rudolf von Habsburg auf dem Schlachtfelde geschenkt worden und werde seitdem, laut Familientradition, stets von demjenigen Sprößling getragen, der zu den größten Hoffnungen berechtige.

Als Junker Jörg mit dem ganzen Gewicht seiner schwerfälligen Person durch mehrere Examens durchgeplumpst war, berief ihn sein Vater endgültig in seine Heimat zurück, zum Leidwesen seiner Freunde, die den urwüchsigen, originellen Kauz ungern aus ihrer Mitte scheiden sahen.

Nun zu einem lieben, uralten Churer Haus, in dem einem auf Schritt und Tritt, sozusagen aus jedem Winkel heraus — und Gott weiß, daß es deren genug gab — etwas Besonderes aufstieß. Die unvergleichlich heimelige, almodische Einrichtung war schon damals nichts Alltägliches. Welches Wohlbehagen verbreiteten nicht diese seit Generationen auf dem Flecken stehenden Möbel. Von den Wänden herunter blickten die Bilder der Vorfahren, welche in diesen Räumen gewandelt waren, auf diesen Sesseln, auf diesem Kanapee gesessen und nun, an die Wände relegiert, als stille Zuschauer dem neuen Treiben folgten. Die angedunkelte Holzvertäferung hatte, wenn alles recht still und dämmerig in der Stube war, die freundliche Gewohnheit, auf ganz seltene Art hinter den Bildern, besonders aber in

einer sehr düsteren Ecke, zu knacken und zu krachen, was auf empfängliche Gemüter nicht ohne Eindruck verblieb. Dann befand sich in dieser großen Wohnstube ein Unikum von einem Flügel, einst ein sehr wertvolles Stück mit vielen Pedalen, welche es ermöglichten, das vorgetragene Musikstück mit den zarten, klagenden Tönen einer Äolsharfe oder aber mit Trommeln, Zimbeln, Pauken, kurz einer ganzen Janitscharenmusik auszustatten und dessen Effekt bis aufs Höchste zu steigern.

Das größte Kleinod war indessen der blau-weiße riesige Kachelofen. Von oben bis unten mit zahlreichen Episoden aus der biblischen Geschichte, mit allerlei Ornamenten und verschnörkelten Spruchbändern bedeckt, bot er unerschöpflichen Stoff zum Betrachten und Herumbuchstabieren.

Unter den Gestalten, die dieses Haus bewohnten, zeichneten zwei sich durch besonders seltsames Wesen aus. Die eine davon war ein noch in guten Mannesjahren stehender Onkel und Vetter, der stets in Schlafröck und heruntergetretenen Pantoffeln auf unhörbaren Sohlen das Haus durchstrich und manchen Besucher durch seine plötzlich vor ihm auftauchende riesige Gestalt mit dem hämisichen, von langen Borsten übersäten Gesicht heftig erschreckte. Sich zu rasieren erschien ihm nämlich als eine hochnotpeinliche Prozedur, und sein manchmal in ein wahres Wehgeschrei ausartendes fortwährendes Ächzen und Stöhnen während des Rasierens war für Uneingeweihte ebenfalls höchst schreckhaft. Sie konnten an Mord und Totschlag denken und sich dann zu ihrer Beruhigung sagen lassen, daß nur Vetter Jakob wieder einmal rasiert werde. Er verfügte über einen geradezu fabelhaften Appetit, und unvergeßlich bleiben mir die Beignen von Brotschnitten, die ihm zu seinem Nachmit-



Alt Chur

tagskaffee auf sein Zimmer getragen wurden. Von diesen Schnitten, von denen eine genügt hätte, um einen mäßigen Appetit zu stillen, durfte keine übergangen werden, denn jede hatte bei ihm ihre besondere Zweckbestimmung nebst Namen. Die erste hieß das «Marendstück» und galt als bloßes Geplänkel und Eröffnung der Hauptaktion. Die zweite war das «Bröcklibrot», zum Einbrocken in seine, einer kleinen Suppenschüssel gleichenden Kaffeekachel. Das dritte mußte mit Butter bestrichenes Schwarzbrot sein, die vierte noch dicker mit Butter und überdies mit Konfitüre versehenes Weißbrot. Als sich zu dieser unstillbaren Gefräßigkeit noch andere Symptome gesellten, mußte der Vetter in einer Anstalt untergebracht werden.

Eine zweite merkwürdige Gestalt dieses Hauses war Jungfer Kleophea, die Mieterin des einen Stockes und zugleich des Ladens im Parterre, eine sehr propere, peinlich exakte Person, die mit ihrem glattgestrichenen Haar und dem um ihre fest geschnürte Taille rund sich aufbauschen den, faltenreichen Rock einer gedrechselten Figur glich, wenn sie in ihren müßigen Augenblicken, die Hände in die Hüften gestützt, unter ihrer Ladentüre stand. Die Geschäftsführung ihres Stoff- und Mercerieladens war eine höchst merkwürdige, da sie nichts einschrieb, keine Bücher führte und ihr ganzes Soll und Haben, ihre Verpflichtungen und ausstehenden Posten lediglich in ihrem Kopfe mit herumtrug. Stellte sich einmal die unabwendbare Notwendigkeit eines Briefes ein, so leistete ihr eine ihrer Hausherrinnen diesen Dienst. Von diesen wurde sie gelegentlich ermahnt, sich auf den Einzug ihrer Forderungen zu machen. Das Resultat ihrer Expeditionen war stets: die Leute hätten gesagt, sobald sie Geld hätten, würden sie sie bezahlen.

In ihren Mußestunden saß sie über allerlei mystischen und geheimnisvollen Schmöckern: über dem Buche Salomonis mit den sieben Siegeln, den Offenbarungsschriften und anderen mehr, die sie nebst Bibelsprüchen stets im Munde führte. Dadurch fiel sie nach und nach einem religiösen Wahnsinn anheim und hatte, wie sie sagte, viel unter den Anfechtungen des Bösen zu leiden. Diesen nannte sie scheu und respektvoll nie anders als «der mit dem Zylinder», da er ihr unter der Gestalt eines Herrn mit einem Zylinder zu erscheinen pflegte. Da solche Heimsuchungen sehr oft nachts stattfanden, versäumte sie nie, zu deren Abwehr ihren Ellstecken mit ins Bett zu nehmen, der ihr aber nicht selten mit großem Gepolter entfiel, was zu häufigen Klagen über nächtliche Ruhestörungen im Hause Anlaß bot. Der Ellstecken erschien der guten Jungfer Kleophea als die wirksamste Waffe, um nicht nur «den mit dem Zylinder», sondern überhaupt alles Unangenehme von sich abzuwehren. So fuchtelte sie jedesmal, wenn ihr ein Wechsel präsentiert wurde, mit dem Stecken wie besessen hinter dem eigenen Rücken hin und her.

Außer dem Zylinderträger besaß sie in ihrer Meinung noch einen zweiten Todfeind, der ihr übel wollte. Es war der Ladenbesitzer gegenüber, der Barbier, ein harmloser, gutmütiger Mensch, der die anzüglichen Redensarten, die sie ihm über die Gasse hinübersandte, von der lustigen Seite nahm. Es kam dann der unvermeidliche geschäftliche Zusammenbruch. Jungfer Kleophea starb fast gleichzeitig. Sie erkrankte an einem hitzigen Fieber, und in ihren Phantasien hatte sie viel von dem mit dem Barbier in eine Person zusammenfließenden Zylinderträger zu leiden, bis sie endlich beruhigt, friedlich in ein besseres Jenseits hinüberschlummerte.

Um den Reigen zu schließen, nun eine Persönlichkeit, die von den Eigenschaften, welche verlangt werden, um als ein vollwertiges Original zu gelten, ein gerüttelt Maß voll besaß. Dies hinderte sie jedoch nicht daran, um in ihrem Fach als Sprachlehrerin eine tüchtige Kraft zu sein. Höchst sonderbar und in ihr Fach als Original hinübergreifend, war ihre Art, mit ihren Schülerinnen umzugehen. Sympathie und Antipathie waren dabei die maßgebenden Faktoren. Wehe der Schülerin, die oft ganz unschuldigerweise in die zweite Kategorie eingereiht war. Ihr wäre besser geschehen, nie die Klasse der temperamentvollen Lehrerin betreten zu haben, und das einzige Ersprießliche, das ihr übrigblieb, war, möglichst schnell wieder daraus zu verschwinden.

Diejenigen Schülerinnen hingegen, denen sie wohlwollte, schwärmt für sie, und solche, die sie nicht zur Zielscheibe ihrer derben und oft beleidigenden Späße wählte, ließen wenigstens ihre guten Eigenschaften gelten, von denen sie manche besaß.

Sie war eine großzügige Natur und von einem unbändigen Hang zu selbständiger Handeln besessen, was an einer öffentlichen Schule nicht, ohne Konflikte heraufzubeschwören, bleiben konnte, obwohl sie sich ihre Unabhängigkeit auf ein erstaunliches Maß errungen hatte.

Im Verkehr war sie liebenswürdig, bestrickend sogar, wenn es ihr darum zu tun war, und stets interessant. In der Klasse ließ ihr Unterricht keine Monotonie aufkommen; er war stets von den mehr oder weniger witzigen Ausfällen ihres Temperamentes arabeskenhaft pittoresk umrankt. Es

ließe sich eine nette kleine Anthologie davon zusammenstellen, doch genüge hier eine einzige, aber dafür desto charakteristischere Blüte. So erblickte sie einmal eine Schülerin, die in einem unbekannten Band etwas eifrig zu suchen schien. Das Buch an sich reißen, einen Blick hineinwerfen — es war ein lateinisches Wörterbuch —, es zuschlagen und auf dem Luftweg an den Kopf der Wißbegierigen zurückbefördern, war eines! «Du bist ein Narr in Folio!»

All dies hätte indessen nicht genügt, sie in der Erinnerung der Churer lebendig zu erhalten, obwohl es nur wenige Jahre sind, daß sie im höchsten Alter starb. Es war auch ihre so sehr aus dem Rahmen der Alltäglichkeit heraustrretende Erscheinung: groß und schlank, mit nachschleifenden Röcken, als diese Mode fast sagenhaft geworden war. Schwarzsamtene Spenzer umschnürten ihre eingepanzerte Taille; seit ihrer Jugend ringelten lange Locken unter ihrem Hut hervor, die von blond allmählich weiß wurden, und weiße Stulpenhandschuhe, die denen eines Fähnrichs glichen, bedeckten ihre Hände. Mit diesen Fähnrichshandschuhen hatte sie unbewußt sich den richtigen Stempel aufgedrückt, war sie doch auch eine standhafte Fahnenjungfrau, die, unbeirrt durch Kritik und Spott, ihr langes Leben lang das Banner des Konservativismus, der Stabilität in den Frauenmoden hochhielt. Es ging ihr aber wie allen Fanatikern einer an sich gar nicht so verwerflichen Idee: sie schoß über das Ziel hinaus und wirkte, statt befruchtend, abschreckend. So hat denn auch noch keine einzige Churerin Lust bezeugt, als Nachfolgerin dieses eklatanten Vorbildes aufzutreten.

Obst-, Gemüse- und Blumengeschäft

Otto Montigel, Chur

Tel. 349

Gärtnerei: Rheinstraße, Tel. 2.94

Fleurop-Mitglied

Große Kakteen

**SPEZIALGESCHÄFT
FÜR WOLLE UND
HANDARBEITEN**

FRAU M. MAYER-ENGI, CHUR

GRABENSTRASSE

Aus bewegten Tagen

**Eine Alt-Churer-Geschichte aus dem Süßen Winkel
von Anna von Moor**

Aus einem ersten Urteil:

Chur, wie es vor mehr als 100 Jahren war, ersteht lebhaftig in dieser entzückenden Alt-Churer-Geschichte aus dem Süßen Winkel. Mit Recht hat sie die Verfasserin, Anna von Moor, betitelt: «Aus bewegten Tagen». Kapitel wie «Ein Blick in das alte Chur», «Kleinstadtleben», «Im Süßen Winkel feiert man fröhliche Weihnachten» oder «Chur erlebt einen bewegten Tag» rechtfertigen allein schon

die Anschaffung des köstlichen Erinnerungsbuches. Eine Churerin hat es geschrieben, die mit ganzer Seele an ihrer Vaterstadt und deren bewegter Vergangenheit hängt. Goldener Humor übersonnt die feingesponnene Liebesgeschichte, zu der das traurliche alte Städtchen den Rahmen spendet. Das Büchlein, hübsch geziert mit fröhlichen Vignetten, ist wohl eine der sinnigsten Festgaben und bedeutet für den lokalen Büchermarkt eine kleine Sensation.

Preis Fr. 5.25 in feinem Leinenband. Zu beziehen durch die Buchhandlungen und durch den

Verlag Bischofberger & Co., Chur